

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 9

19. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. Mai 1955

Zeitanalyse

Das christliche Fest der Arbeit (zum neuen Kirchenfest am ersten Mai): Die beiden Lager im Kampf um den Tag der Arbeit — Piazza del Popolo und Piazza San Giovanni — Zur Rede des Papstes: Die ACLI und ihre Arbeit — Der Papst und die christliche Persönlichkeit — Gesetze und öffentliche Meinung — Das Gespräch von Autorität und Gläubigen — Die wahre «apertura» — Der Hirtenbrief des Bischofs von Bilbao: Theologie der Arbeit — Die heraufziehende Kultur der Arbeit — Die Arbeit im allgemeinen in dreifacher Dimension — Fünf Punkte über die moderne Arbeit — Gesteigerte Produktion als ontologische Annäherung an Gott — Demographische Konzentration als Entwurzelung oder neue Aufgabe — Des Klassenbewusstseins Gefahren und Werte — Der Proletarier Schicksals- oder Bestimmungsgemeinschaft — Die neue Solidarität und die Kirche.

Literatur

Dostojewskij als Zeitgenosse: Der Zusammenbruch des anthropozentrischen Humanismus: Das Programm für den naturmystischen Irrationalismus — Liebe zur Erde und Weltdienst allein — Uebermensch oder Nichtmensch — Der russische Uebergang vom Mittelalter zur Satanokratie — Der tiefere Grund dieser Entwicklung: des Menschen Gottähnlichkeit — Der Prophet der russischen Revolution: die Dämonen — Von der Freiheitsidee zum unbeschränkten Despotismus — das System Schigaleffs — «Ich habe die Wahrheit gesehen»: die Visionen Dostojewskijs — der Traum eines lächerlichen Menschen — Gott, bei dem die Freude ist — Die Christozentrik alles Seins.

Ex urbe et orbe

Zum Schulkampf am Kongo: Leopold II. und Albert — Der Wert der christlichen Mission am Kongo — Geschichte der Schulen am Kongo — Umschwung in Belgien — Buissereet und seine feindlichen Massnahmen — Der Kongo wehrt sich — Vorläufige Entspannung.

China

Auf dem Weg zum kommunistischen Dualismus der Macht: Der Stalinsche Plan der schrittweisen Weltrevolution unter Moskaus Machtmonopol — Ausnahmen: Tito und China — Neuere Anzeichen für Chinas Eigenständigkeit: Bandung — Kao-Kang — Borkenaus Analyse: Mao-Tse-tung der Unabhängige — Mao und Tito — Die Gründung der Kominform 1947 und ihre Bedeutung — Die Radikalisierung der südasiatischen Parteien des Kommunismus 1948 und Maos Widerstand — Die Chance infolge des Koreakrieges: Der Plan Moskaus in Korea, Mao in die Zange zu nehmen — Mao gewinnt die Oberhand — Abtretung der Mandschurei — Maoismus gegen Stalinismus: Die Thesen des chinesischen ZK — Mao als Bahnbrecher für die halbkolonialen Gebiete? — Die «antiweisse» Proklamation.

Das christliche Fest der Arbeit

Als vor zwei Jahren Papst Pius XII. für den 1. Mai, der auf einen Freitag fiel, das Abstinenzgebot aufhob und das «Fest der Arbeit» in Gegenwart von 4000 italienischen Arbeitern für die christliche Welt in Anspruch nahm, weil «sich niemand besser als der Christ dazu eignet, diesem Tag einen tieferen Sinn zu geben», schrieben wir in Würdigung dieser großzügigen päpstlichen Geste, sie möchte den «Anfang zu weiteren Schritten im Aufbau einer neuen Welt» bilden, was wir unter anderem im Sinn eines Einbaues der sogenannten Weltfeste in die kirchliche Liturgie deuteten.

Ein solcher «weiterer Schritt» ist nun geschehen, da der Papst, erstmals seit seiner Krankheit den Petersplatz betretend, vor einer wahrhaft riesigen Menschenmenge seinen Beschluß kundtat, von nun an am 1. Mai, dem Tag der Arbeit in der Welt, in der Kirche das liturgische «Fest vom Heiligen Josef, dem Handwerker» alljährlich zu begehen.

Verschiedene Momente dieses für die Geschichte der Kirche immerhin beachtenswerten Ereignisses verdienen es, festgehalten zu werden.

Der erste Mai 1955 in Rom

Ganz Rom stand an diesem Tag im Zeichen einer deutlichen Spaltung in zwei weltanschaulich entgegengesetzte Lager: die Kommunisten hier, die selbstredend auch ihren Feiertag be-

gingen mit roten Papierhüten oder zu Hüten geformten Exemplaren ihrer Zeitung auf dem Kopf, so daß deren Titel «Unità» genau über der Stirne als Lösung prangte: Eine Einheit durch Zwang und blinde Unterordnung; die Christen dort, geschart um ihre Oberhirten in roten Gewändern, gekleidet teils in ihre werktäglichen Arbeitskittel, mit schweren Schuhen an den Füßen die Landarbeiter, teils in historischen Trachten, wie etwa die Florentiner, auf diese Weise Gegenwart und Vergangenheit zugleich zur Darstellung bringend. Denn tatsächlich: wenn es auch wahr ist, dass der Marxismus als erster die moderne Arbeit in ihrer weltumgestaltenden Bedeutung erkannt hat und daher auch zuerst den ersten Mai als Tag der Arbeit für sich in Anspruch nahm, so ist es doch noch weit wahrer, dass die Christen der Arbeit schon lange zuvor einen weit tieferen und die Menschen beglückenderen Sinn zu geben vermochten.

Paradox mochte es scheinen, dass ausgerechnet die Christen sich auf der Piazza del Popolo zur Messe, die Kommunisten mit Hammer und Sichel sich vor der Mutter aller Kirchen, Giovanni in Laterano, mit grimmigen Gesichtern versammelten. Die einen wie die andern sind von dem Verlangen getrieben, in das Lager der andern einzudringen und es mit ihrem Geist zu erfüllen. Beide gehen aus von dem Lebensgefühl der heutigen Arbeit, das den ersten Platz einnimmt in ihrem gesellschaftlichen Denken. Zahlenmässig mögen die beiden Gruppen ungefähr gleich

stark sein: man spricht von 200 000 auf dem Lateranplatz und von 220 000 am Nachmittag vor dem Petersdom, wobei freilich die Kommunisten sich nur aus der Stadt Rom und der näheren Umgebung rekrutierten, die christlichen Arbeiter aber aus ganz Italien zusammengeströmt waren. Damit kommen wir zu einem zweiten bemerkenswerten Zug dieses Tages.

Der christliche Arbeiter

Der äussere Anlass der christlichen Feier dieses Tages war das zehnjährige Jubiläum der A.C.L.I. (Associazioni Cristiani Lavoratori Italiani), also der christlichen Arbeitervereine Italiens. Am 11. März 1945 hatte Pius XII. sie erstmals auf dem Petersplatz empfangen und ihren Bestrebungen, die auf dem Gebiet der christlichen Schulung der Arbeiter liegen, seinen Segen erteilt. Die Arbeit dieser Vereine erstreckt sich nicht direkt auf die Politik, sondern liegt im sogenannten «vopolitischen Raum». Die Schulung bezieht sich einerseits auf eine systematische Vertiefung der Glaubenswahrheiten, andererseits auf eine gründliche Durchbildung der Arbeiter in den sozialen katholischen Prinzipien im Sinn der päpstlichen Rundschreiben und Verlautbarungen. Diese geduldige und nur langsam fortschreitende Arbeit, die aber aus der Tiefe zur Höhe, von innen nach aussen wirkt, indem sie christliche Gesamtpersönlichkeiten formt, scheint dem Papst unendlich wichtiger und auf die Länge auch erfolgversprechender als das taktische Spiel der Politik, wichtiger sogar als neuzuschaffende, gerechte und der Zeit angepasste Gesetze, die ja gewiss auch notwendig sind, aber unwirksam bleiben müssen, wenn sie nicht von einer wahren *öffentlichen Meinung* echter Persönlichkeiten getragen werden.

Die öffentliche Meinungsbildung

Hören wir einige Sätze aus der Rede des Papstes, die er an die sogenannten «Enttäuschten» unter den italienischen Katholiken richtet:

«Die ‚Enttäuschten‘ wollen wir heute darauf hinweisen, dass weder neue Gesetze noch neue Institutionen ausreichen, um den Einzelnen vor jedem Missbrauch des Zwanges mit Sicherheit zu bewahren und ihm eine freie Entfaltung in der Gesellschaft zu garantieren. Es wird alles umsonst sein, solange der Durchschnitt der Menschen in der Angst, Willkür zu erleiden, lebt und es ihm nicht gelingt, sich von dem Gefühl zu befreien, dass er dem guten oder schlechten Willen jener ausgeliefert sei, bei denen die Anwendung der Gesetze oder die Leitung der Institutionen und Organisationen liegt; solange er feststellt, dass im täglichen Leben alles von Beziehungen abhängt, über die er, im Unterschied von anderen, vielleicht nicht verfügt; solange er argwöhnt, dass hinter der Fassade, die sich Staat nennt, ein Spiel organisierter Machtgruppen sich verbirgt.

Das Wirken der christlichen Kräfte im öffentlichen Leben bringt es also gewiss mit sich, dass man sich müht, gute Gesetze durchzubringen und den Zeiten angepasste Institutionen zu schaffen; mehr noch aber bedeutet es, dass man sich frei macht von der Herrschaft der leeren Phrasen und der lügnischen Parolen und dass der Durchschnitt der Menschen in seinen berechtigten Wünschen und Erwartungen sich unterstützt und gefördert weiss. Es geht darum, eine öffentliche Meinung zu schaffen, die – ohne Sensationshascherei – Personen und Umstände, die mit den gerechten Gesetzen und Einrichtungen in Einklang stehen oder die das, was wahr ist, trügerisch verbergen, frei und mutig bezeichnet. Um dem einfachen Bürger Einfluss zu verschaffen genügt es nicht, ihm einen Stimmzettel oder ähnliche Mittel in die Hand zu drücken. Wenn er den führenden Schichten beigesellt sein will, wenn er, zum Wohl aller, dem Mangel an fruchtbaren Ideen abhelfen und den sich vordrängenden Egoismus überwinden will, dann muss er selbst die dazu notwendige, *innere* Energie besitzen und den entschlossenen Willen haben, seinen Beitrag für die Verbreitung einer gesunden Moral im ganzen Bereich des öffentlichen Lebens zu leisten.»

Nichts offenbart mehr den Gegensatz von totalitärer und christlicher Menschenführung als diese Worte des Papstes am 1. Mai, die genau dem entsprechen, was er andernorts bereits über die öffentliche Meinung in jedem gesunden Gemeinwesen und auch in der Kirche selbst gesagt hat.

Fügen wir einige *konkrete Züge* bei, die zeigen, wie sehr die Kirche sich um den persönlichen Kontakt mit der Arbeiterschaft müht: Schon auf der Anreise nach Rom befanden sich sowohl Erzbischof Montini von Mailand, wie Kardinal Lercaro von Bologna (den, nebenbei gesagt, die Arbeiter in der Strassenbahn als «unsern Genossen Kardinal» bezeichnen und der von dem «roten» Stadtrat Bolognas dieses Jahr den jährlichen Preis für «die beste soziale Tat» erhielt, auf dessen Tisch sich täglich die roten Parteibücher häufen), nicht in einem Sonderwagen oder Abteil, sondern mitten unter ihren «Genossen».

Auf dem Petersplatz häuften sich die Gaben der Arbeiter an den Papst: Traktoren, Motorräder, Schreibmaschinen, Säcke mit landwirtschaftlichen Produkten, die italienischen Arbeiter Belgiens bringen einen grossen Sack Kohle, Bauern tragen Lämmer auf den Schultern herbei, Campobasso stellt eine Glocke, Mädchen aus Sizilien einen Teppich usw., usw.

Schliesslich der Papst selbst: seine Rede ging, zumal gegen Ende, vom Monolog immer mehr in den Dialog über. Ein richtiges Gespräch entstand von Papst und Gläubigen, die keineswegs nur noch ergebene Befehlsempfänger waren. Der Papst fragte die Menge, ob sie bereit sei, ihn stets als ihren Vater, Beschützer und Führer anzuerkennen, trotz aller gegenteiligen Behauptungen und Anfeindungen von anderer Seite, und die Menge antwortete spontan. Er fragte, ob sein Gegengeschenk auf alle Gaben, die zu Berg ihn umringten, nämlich die Einführung des kirchlichen Festes für den 1. Mai, ihnen gefalle und wieder antwortete die Menge.

Wir glauben, dass alle diese Ereignisse nicht nur als ergreifende Bilder in sich zu werten sind. Sie haben symbolischen Charakter für das Verhältnis von Hierarchie und Arbeiterschaft, ja kirchlicher Autorität und Gläubigen überhaupt, sie deuten auf ein Gesprächsverhältnis von oben und unten in der Struktur der Kirche, das sie gerade von jedem totalitären System abhebt. Wenn die moderne technische Arbeit, wie man oft sagt, einen starken Impuls zu einem Erlebnis der Werkgemeinschaft darstellt, das heisst zu einer von dem zu schaffenden Werk her gegliederten Gemeinsamkeit, dann mag gerade dieses Erlebnis einen brauchbaren Ansatzpunkt bedeuten für das Neuerleben auch der Kirchengemeinschaft und so mag es nicht zufällig sein, dass der Papst seine an sich für alle Christen bedeutsamen Ausführungen gerade an Arbeiter richtete.

Ausblick

Die grossen Anliegen der Arbeiterschulung im Sinn einer Persönlichkeitsbildung und der persönlichen Kontaktnahme von Hierarchie und Arbeitermassen stehen heute in Italien im Vordergrund. Einen anderen Weg zur Überwindung des politischen Schaukelspiels scheint es nicht zu geben. Gegenüber dem die Christlich-Demokraten gefährlich entzweierenden Streit, ob eine «apertura» nach links oder nach rechts das Bessere sei, betont der Papst darum, dass die «Soziale Schulung», die «Sozialaktion» und der «Sozialdienst» der weit wichtigere Weg seien, um Christus «einen unmittelbaren Zugang zur Arbeiterwelt zu öffnen», der sich indirekt dann auch auf die andern sozialen Schichten auswirken werde. Wörtlich sagt er: «Das ist die grundlegende Öffnung (apertura), ohne die jede andere «apertura», in welchem Sinn auch immer, nur eine Kapitulation der Kräfte, die sich christlich nennen, bedeuten würde.»

Über diesem unmittelbaren und italienischen Anliegen, das freilich auch für die ganze Welt nicht ohne grosse Bedeutung ist, kam naturgemäss eine vertiefte Darlegung der christlichen Arbeitsauffassung zu kurz. Es steht zu erwarten, dass diese nun in Hirtenbriefen je zum ersten Mai und in weiteren päpstlichen

Äusserungen dargelegt werden wird. Ein Anfang in dieser Hinsicht ist schon gemacht, nicht nur in zahlreichen Arbeiten von Theologen, die sich mühen, eine Theologie der Arbeit, insbesondere der modernen Arbeit, zu gewinnen, sondern jüngst auch schon in einem Hirtenbrief des Bischofs von Bilbao, Morcillo Gonzalez, der den Titel trägt: «Theologie der Arbeit» (den ganzen Text siehe in «Documentation catholique» Nr. 1197, 17. April 1955). Nicht zufällig kommt dieses Hirtenwort von Spanien, denn gerade dort geht zur Stunde eine gänzliche Umgestaltung des Lebens durch die eindringende Technik vor sich. «Es dringt bei uns ein», sagt der Bischof (es mit Beispielen belegend), «die *Kultur der Arbeit*. Es handelt sich da um eine *neue Arbeit*, die sich von der traditionellen unterscheidet durch die Zusammenballung der Arbeiter, durch die entscheidende Bedeutung der Maschinen und durch die grosse Vielfalt der für den Menschen nützlichen Produkte; um eine Arbeit, die die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen, wie auch die Lebensbedingungen verändert und die ein neues, die Beziehungen der Menschen regelndes Recht zu schaffen im Begriff ist.»

Der Bischof betrachtet dann vom theologischen Gesichtspunkt aus zunächst die *Arbeit im allgemeinen*. Er spricht von der «persönlichen Berufung», die im Begriff der Arbeit liegt, vom Kulturauftrag Gottes, wie von der Naturgemässheit der Arbeit für den vernunftbegabten Menschen, von der Ehre, die durch die Arbeit dem Menschen zuteil wird als Mitarbeiter Gottes und von dem sich in der Geschichte entfaltenden Abbild Gottes, von der Freiwilligkeit, die zur Arbeit gehört. Dann geht er über zur Beschreibung der Arbeit nach der Erbsünde, die, ohne ihre ursprüngliche Würde zu verlieren, nun noch dazu einen, die rechte Ordnung durch Sühne wiederherstellenden Charakter erhält, damit zu einem Mittel der Aszese wird. «In der christlichen Aszese wird die Arbeit höher eingeschätzt als viele andere Mittel des Kampfes und der Selbstreinigung.» Besonders und vor allem gelte dies von der Berufsarbeit, die er das «bestgeeignete, wirksamste und dauerhafteste Instrument zur geistigen Vervollkommnung des Menschen» nennt. Er beschliesst diesen Teil über die Arbeit im allgemeinen mit Stellen aus den Briefen des heiligen Paulus und der Dreiteilung des heiligen Thomas: Arbeit als Erfordernis der Natur, als asketische Übung und als Erfüllung einer sozialen Funktion.

Sodann handelt der Hirtenbrief in fünf Punkten von der *modernen Arbeit*: 1. Gesteigerte Produktion – 2. Demographische Konzentration – 3. Klassenbewusstsein – 4. Proletarisierung – 5. Solidarität.

Im ersten Punkt stimmt der Bischof der *gesteigerten Produktion* zu, insofern die moderne Arbeit «materielle Güter in grösserer Fülle hervorgebracht hat und ebenso in Fülle uns geistige Güter beschert, das will sagen: Ideen, menschliche Beziehungen, Erkenntnisse. Jede dieser Erwerbungen bedeutet ontologisch eine Annäherung an Gott, die erste Ursache von allem, was ist, und in dem die Urbilder aller Geschöpfe ihren Sitz haben. Jede Annäherung an Gott ist eine Vervollkommnung des Menschen. Jede dieser Erwerbungen ist ferner ein menschlicher Beitrag zum Schöpferwerk Gottes. Gott hat eine Welt geschaffen, die sich vervollkommen lässt, und er wollte, dass Kopf und Hand des Menschen bei der Entfaltung ihrer verborgenen Energien mittätig seien. Die menschliche Arbeit ist in ihrer heutigen Form eine neue Art von Schöpfung, denn wenn auch hier nicht aus dem Nichts geschaffen wird, so besitzt und

beherrscht der Mensch heute doch durch die Arbeit seines Geistes und seiner Hände viele Dinge, von denen er gestern noch gar nichts wusste.»

In der *demographischen Konzentration* erkennt der Bischof sehr wohl die grosse Gefahr der äusseren und mehr noch der inneren Entwurzelung, aber er sieht darin auch die Möglichkeit, dass der einzelne «seine Persönlichkeit bereichere und bejahe, wenn er sich die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Werte seines Lebensmilieus anzueignen weiss.» Nicht das System an sich sei schuld an der geistigen und materiellen Proletarisierung der Arbeiter, sondern der zur Schande unseres Jahrhunderts getriebene Missbrauch. Unsere Sache sei es nun, den neuen Strukturen der Betätigung und des Lebens neue Formen im Dienst des Menschen und seiner übernatürlichen Bestimmung zu geben.

Bezüglich des *Klassenbewusstseins* unterscheidet der Bischof negative und positive Auswirkungen. Unter den *negativen* hebt er besonders das gegenseitige Misstrauen und den Hass, ferner den marxistischen Dogmatismus hervor, der im Klassenkampf das einzige Mittel sieht, um dem Arbeiter Gerechtigkeit zu verschaffen; weiter die Meinung, dass die andern Klassen unfähig seien, freiwillig auf ihre Privilegien zu verzichten; endlich einen stets wachsenden Anspruch auf Rechte, ohne Bereitschaft, auch entsprechende Verantwortung zu übernehmen; er fügt dem als negative Auswirkungen bei die «Verleugnung der Vaterlandsliebe als natürliche und christliche Tugend und als menschlicher Wert, die durch den proletarischen Internationalismus ohne Vaterland und ohne natürliche Liebe ersetzt wird» und eine dauernd revolutionäre Haltung.

Andererseits sieht er auch *positive* Züge: das Verlangen, sich und seine Klasse materiell und geistig zu heben. Ein Verlangen, «das die Theologie nicht anders als von Gott tief in unsere Natur eingesenkt betrachten kann, damit der Mensch, der auf Vervollkommnung angelegt ist, in der grösstmöglichen Nachahmung der unendlichen Vollkommenheit seines Schöpfers die eigene Vollkommenheit suche». Ferner «hat das Klassenbewusstsein in vielen Arbeitern den Sinn für Verantwortung geweckt». Dies sei «ein erster Schritt zur Anerkennung der Gegenwart Gottes in unserem Leben und ein Band der Solidarität mit den anderen Menschen».

Schliesslich liegt im Klassenbewusstsein auch noch «ein lebhaftes Verlangen, wirksam bei der Entwicklung des Unternehmens beteiligt zu sein». Auch darin sieht der Bischof ein legitimes Verlangen.

Die *Proletarisierung* zeichnet der Hirtenbrief als Entpersonalisierung und fordert die christliche Gesellschaft mit ersten Worten auf, den Proletariern ihr «integrales Menschentum» durch «generöse Bezahlung» wiederzugeben. Die Proletarier aber, die das Bewusstsein einer «Schicksalsgemeinschaft» im Irdischen erlangt haben, ladet er ein, sich auch als «übernatürliche Bestimmungsgemeinschaft» zu betrachten.

Das neuerwachende, betonte *Solidaritäts- und wechselseitige Abhängigkeitsbewusstsein* der heutigen Arbeiter betrachtet der Bischof als «eine der glücklichsten Auswirkungen des modernen Arbeitssystems. Es mag sein, dass diese Solidarität noch sehr unvollkommen, eigennützig und voll Misstrauen» ist, aber sie ist doch ein Ansatzpunkt für das Verständnis der «vollkommensten, weil lebendigen und übernatürlichen Solidarität: der Kirche».

So schliesst auch dieser Hirtenbrief, den wir nur ganz flüchtig hier skizzieren konnten, dort, wo wir auch die römischen Ereignisse des ersten Mai sich schliessen sahen. Er ist ein Anfang. Jahr für Jahr wird der erste Mai nun diese Gedanken vertiefen. M. G.

Dostojewskij als Zeitgenosse

Im ersten Teil unseres Aufsatzes ging es uns zunächst darum, einleitend das geistige Feld der Gegenwart abzustecken und vor allem auf die Auferstehung der Metaphysik hinzuweisen. Zugleich aber haben wir im Zusammenhang mit dem Aufleben des mystisch-religiösen Bedürfnisses unseren Blick auf die steigende Flut des Irrationalismus geworfen, die für zahlreiche Dichter und Denker unseres Jahrhunderts die nihilistische Wüste wieder in fruchtbares Land verwandeln soll. Alsdann haben wir Dostojewskij zum Zeugen dieses ganzen Umbruches aufgerufen, weil er selbst schon mitten in einer positivistisch verflachten Welt mächtig in die Tiefe des Daseins griff und jene Fragen stellte und beantwortete, die uns heute bewegen.

Der zweite Teil unseres Aufsatzes soll zeigen, dass Dostojewskij, auch wenn er uns durch furchtbare Finsternisse führt, zuletzt doch der erhabene Zeuge der Freude und des ewigen, des lebendigen Lebens ist.

Der Zusammenbruch des anthropozentrischen Humanismus

Wir kennen, wohin wir auch schauen mögen, keinen Menschen, der die Idee des reinen Humanismus überzeugender entlarvt und ad absurdum geführt hat als Dostojewskij.

Seine ganze Dialektik «ist tief jenem geschichtlichen Humanismus entgegengesetzt, auf welchen die Renaissancegeschichte sich gründete und den die grossen Humanisten Europas bekannten... Gerade in Russland zeigt sich ein gewisses besonders scharfes Denken über die letzten historischen Geschehnisse und nicht zufällig war auf den Höhen der russischen Philosophie der Gedanke immer der Apokalypse zugewandt.»¹³ Welcher ewige Sinn kann dem Menschenleben nach dem Erlöschen der Gottesidee, der persönlichen Unsterblichkeit, gegeben werden? Auf welches Fundament will man dann die Sittlichkeit bauen und mit welchem Recht den Verbrecher verurteilen? Ist das Bedürfnis zu essen und zu trinken wirklich das einzige, das sich im Menschen regt? Kann man also den Selbsterhaltungstrieb als das normale Gesetz der Menschheit bezeichnen oder ist das Gesetz der Selbstvernichtung im Menschen nicht gleich stark? Ist nicht alles erlaubt, wenn es die eine Wahrheit nicht gibt und wird sich der Mensch mit seinen «ewigen, verfluchten Fragen» im Leibe endgültig mit der Naturgesetzlichkeit zufrieden geben? Alles in allem: gibt es nach dem Verlust Gottes noch etwas, woran man sich halten könnte?

Dostojewskij hat sich die Folgen klar gemacht, die eine Menschheit ohne ein letztes, überzeitliches Lebenszentrum treffen werden. Wersilow im «Jüngling» handelt in prophetischer Weise davon, wenn er zu seinem Freunde sagt: «So konnte ich auch nicht umhin, mir bisweilen vorzustellen, wie der Mensch ohne Gott leben würde und unter welchen Umständen das wohl jemals möglich wäre. Mein Herz hat mir immer gesagt, dass es unmöglich ist, aber eine gewisse Zeitlang wird es vielleicht doch möglich sein... Für mich gibt es sogar überhaupt keinen Zweifel daran, dass diese Zeit einmal kommen wird...» (J/759) Aus dem Weltall wird den Menschen keine Liebe entgegenströmen. Sie werden sich von einer toten, eisigen Unendlichkeit umgeben sehen, in der sie nur ein verschwindender Punkt sind, eine tragisch-ironische Szene im natürlichen Weltprozess. «Die grosse frühere Idee hat sie verlassen; die grosse Quelle der Kraft, die sie bislang genährt und gewärmt hatte, ist versiegt, ist untergegangen... Und die Menschen begriffen auf einmal, dass sie ganz allein geblieben waren, und da empfanden sie plötzlich eine grosse Verwaistheit» (J/760). Aber wo ist der Gedanke, der nur halb so mächtig ist, wie die frühere grosse Idee der Unsterblichkeit? Kann zum Beispiel die Liebe zur Menschheit, wie sie Feuerbach und Comte proklamierten, an die Stelle Gottes treten? «Herumzulaufen und vor lauter Liebe zur Menschheit allen um den Hals zu fallen und vor Rührung in Tränen zu verfließen, das ist jetzt nur so Mode. Ja, warum soll ich denn unbedingt meinen Nächsten lieben oder da ihre vernünftige Menschheit, die ich nie sehen werde, die von mir nichts wissen wird und die, wenn sie an die Reihe kommt, ebenfalls spurlos vergehen wird, ohne irgendwelche sichtbare Erinnerung zu hinterlassen, wenn die Erde sich zuletzt in einen Eisblock verwandelt und im luftleeren Raum mit einer unendlichen Anzahl genau solcher Eisblöcke herumfliegen wird, das heisst also, wenn etwas dermassen Sinnloses geschieht, wie man sich Sinnloseres gar nicht vorstellen kann... So sagen Sie mir doch, warum soll ich denn unbedingt edel sein, und noch dazu, wenn doch alles nur eine Minute dauert...? Nein, ich danke, wenn das so ist. Da werde ich doch lieber in der rücksichtslosesten Weise nur für mich leben und die übrigen mag meinetwegen der Teufel holen» (J 96/97).

Sicher ist, dass das Bewusstsein der Vergänglichkeit zunächst die Liebe zum Irdischen verstärken wird. Die ganze frühere Liebe «würde sich in allen Menschen der Natur, der Welt, jedem Atom des Seienden zuwenden... Und sie würden die Erde und das Leben unsagbar lieb gewinnen, um so mehr, je mehr sie ihre eigene Vergänglichkeit und Endlichkeit erkennen würden... In der Natur würden sie Erscheinungen und Geheimnisse entdecken, wie sie sie früher nicht vermutet hatten, denn sie würden die Natur mit neuen Augen sehen, wie ein Liebender die Geliebte sieht» (J/760).

Es ist, als ob Dostojewskij hier das Programm für den naturmystischen Irrationalismus geschrieben hätte. «Brüder bleibt mir der Erde treu», verkündete schon fast zur gleichen Zeit Nietzsche, andere erklärten: «Das Jenseits bewegt uns

nicht, wir kehren zur Natur zurück»,¹⁴ während später Rilke mit einer ganzen Reihe anderer Dichter nicht aufhören konnte, «das Glück der Blumen und Tiere zu besingen! Doch bei der reinen Liebe zur Erde bleibt es nicht, «die Menschen vermögen zuletzt nicht die grosse Trauer in ihren Herzen zu löschen». Hinter allem lauert eine unbestimmte Angst und Schwermut, die positiven Wissenschaften erringen zwar gewaltige Erfolge; es ist mehr Reichtum, aber weniger Kraft vorhanden, es ist keine alle verknüpfende Idee mehr da; alles ist morsch und faul, alle sind durchfault!» (I/543) Im Blick auf diese traurige Menschheit schliesst Wersilow seine «phantastischen und seltsamen Ideen» mit einer Vision ab: «Ich konnte nicht umhin, ihn (Christus) mir schliesslich unter den verwaisten Menschen vorzustellen, wie er zu ihnen kommt, ihnen die Hände entgegenstreckt und sagt: „Wie konntet ihr mich vergessen?“ Und da fällt es gleichsam wie Schuppen von den Augen aller und es ertönt die grosse begeisterte Hymne der neuen und letzten Auferstehung» (J 761/62).

Mit der dunklen Liebe zur Erde und dem Entschluss des Menschen, der Welt allein zu dienen, beginnt erst die eigentliche Tragik des anthropozentrischen Humanismus, seine Selbstzersetzung und Auflösung in radikalere Elemente. Der Mensch ist zu Besserem berufen als zu einem rein menschlichen Leben. In dieser Erkenntnis treffen sich sowohl Plato und Aristoteles, Epiktet und Augustinus, der hl. Johannes vom Kreuz ebenso, wie Hölderlin und Nietzsche. Und wenn dem menschlichen Geist die Zugänge zu den höheren Wirklichkeiten abgeschnitten werden, dann wird er eben früher oder später nach einem geradezu geschichtlich nachprüfbareren Gesetz in den Aufstand treten, um – nach seinem königlichen Recht – dem Übermenschlichen, in welcher Erscheinung auch immer, die Bahn zu bereiten. Ob er bei diesem, die Grundfesten der bisherigen Gesellschaftsordnung erschütternden Unternehmen die Entwertung aller Werte, die Überwindung des Menschen selbst als eines Gelächters und einer schmerzlichen Scham verkündet, ob er also im Namen des Übermenschen den Menschen verneint, wie es Nietzsche getan hat, oder ob der Mensch zum Nichtmenschlichen übergeht in der Schaffung des übermenschlichen, alle Persönlichkeitswerte einschmelzenden Reiches des Kollektivismus im Sinne von Marx und seiner realistischen Nachfolger, ist für die Sichtbarmachung des Prinzips, dass der gottlose Humanismus notwendig zur Ausschaltung des Menschen überhaupt führt, gleichgültig. Die Russen mit ihrem tiefen religiösen Spürsinn, der auch dort am Werke ist, wo es keine anerkannte Religion mehr gibt, haben eine «Menschenliebe» im westeuropäischen Sinne nie gekannt. «Russland» – darin liegt die Eigenart seines Schicksals – «hat es nie vermocht, die humanistische Kultur der Neuzeit, ihr rationalistisches Bewusstsein, ihre formale Logik und ihr formales Recht, ihre säkularisierte Diesseitigkeit restlos anzunehmen. Russland ist aus dem Mittelalter, aus der sakralen Zeit nie vollkommen herausgekommen, es ist auf irgendeine ganz unmittlere Weise von den Resten des alten Mittelalters und der alten Theokratie zum neuen Mittelalter und zur Satanokratie übergegangen.»¹⁵ Der Abkehr vom Gottmenschentum folgte hier nicht nach der Art des Westens ein jahrhundertlanges Jubeln um die «reine Menschlichkeit», sondern der russische Humanismus, wie er in verschiedenen Gestalten aus Dostojewskijs Schöpfungen aufbricht, geht sofort über in eine radikal irdische Religiosität. Heute stehen wir mitten in der Zeit der furchtbaren Bestätigung der Visionen Dostojewskijs. Es ist wahrhaftig so, wie 1923 Berdiajew nach seiner Vertreibung aus Moskau schrieb: «Eher wird Russland einen Antichrist gebären, als eine humanistische Demokratie und eine neutrale humanistische Kultur hervorbringen.»¹⁶

So wäre hier – wenigstens andeutungsweise – nur noch die Frage nach den tiefsten, inneren Antrieben solchen Handelns zu stellen, die Frage nämlich, warum der Mensch nach einer bestimmten Zeit der Zufriedenheit mit sich selbst, unter Umständen auf den Gipfeln der Kultur, von

seiner bisherigen Bahn abspringt und den Bezirk des bloss Humanen sprengt, um nach dem Übermenschlichen Ausschau zu halten.

Wo liegen also die Voraussetzungen zu diesem elementaren Ungenügen des Menschen mit sich selbst? Diese Frage führt unmittelbar in das Zentrum des Menschen, denn in diesem Drang und Durst nach dem unendlichen Mehr offenbart sich der Mensch als Geist in seiner unbegrenzten, absoluten Offenheit für alles Sein, oder – um den gleichen Sachverhalt religiös zu fassen – es spricht sich darin die Gottfähigkeit, die Gottähnlichkeit des Menschen aus, seine Transzendenz, durch die der Mensch sein Leben, ob er es nun ausdrücklich weiss oder nicht, in einem dauernden Sichausstrecken nach dem Absoluten lebt. Insofern ist der antihumanistische Aufbruch sowohl bei Nietzsche als auch bei Marx und erst recht in Dostojewskijs grossen Romanen als eine religiöse, der neuzeitlichen Geschichte entgegengesetzte Wendung zu verstehen. Nur ist diese Bewegung hin zum Übermenschlichen in den ersten beiden Fällen nicht bis in den Horizont des Seins an sich gelangt, sondern hat sich in der Immanenz verirrt, indem ein endliches Gut durch den verirrt un-endlichen Geist absolut gesetzt wurde und so eine neue schwere Krisis auf der Suche nach Gott unausbleiblich war.¹⁷

In diesem Kapitel suchten wir erstens zu zeigen, wie der anthropozentrische Humanismus die Vergötzung des Menschen betrieb, alsdann gestürzt wurde und zweitens übergang in die Form des Antihumanismus, der aber seinerseits wieder nur zu einer neuen «Götterdämmerung» und falschen Anbetung hier des Übermenschlichen und dort des allmächtigen Kollektivs führte, so dass der einen Nacht eine noch dunklere gefolgt ist.

Doch kehren wir nach diesem Exkurs zur letzten Stufe unseres Themas zurück. Was unternehmen die Menschen, soweit sie konsequent sind, nach dem Abfall von Gott und den billigen neuzeitlichen Zwischenlösungen, die da Idealismus, Klassizismus, Positivismus, Historismus und Existenzialismus heissen, zur Stillung ihrer unausrottbaren metaphysischen Bedürfnisse? Dostojewskij hat alle möglichen antichristlichen Positionen unserer Zeit vorausgenommen und stiess zuletzt auf die beiden äussersten Möglichkeiten menschlichen Existierens in der Erscheinung des Nihilismus und auf der anderen, positiven Seite des Christentums.¹⁸ Er hat von Werk zu Werk in steigendem Masse immer kühner ausgreifend die eine ewige Sorge des Menschen und der Menschheit, die eine umfassende sehnstüchtige Frage, in der «das Grundgeheimnis der menschlichen Natur» beschlossen liegt, freigelegt, die Frage: «Was sollen wir anbeten?» Denn nach seinen Erfahrungen, in denen sich mit einer bisher noch nicht gekannten Leidenschaft die geistige Not der Jahrtausende verdichtet hat, gibt es – wie es Iwan in der Legende vom Grossinquisitor ausspricht – «keine unaufhörlichere und quälendere Sorge für den freigebliebenen Menschen, als den zu finden, vor dem er sich beugen kann. Aber der Mensch sucht sich nur vor so etwas zu beugen, das bereits keinem Zweifel an seine Anbetungswürdigkeit unterworfen ist, auf dass alle Menschen gleichfalls sofort bereit seien, dasselbe gemeinsam anzubeten. . . Um der gemeinsamen Anbetung willen haben sich die Menschen mit dem Schwert gegenseitig ausgerottet. Sie erschufen Götter und riefen einander zu: ‚Verlasst eure Götter und kommt und betet die unsrigen an, oder Tod und Verderben euch und euren Göttern!‘ Und also wird es sein bis zum Ende der Welt, selbst dann, wenn aus der Welt die Götter verschwinden: gleichviel, dann wird man sich vor Götzen niederwerfen» (BK 413/14).

Wir verfolgen weiterhin «die Logik der Tatsachen». Unter den antihumanistischen Positionen wählen wir jene aus, in der Dostojewskij mit visionärer Gewalt bereits 1870/71 – es ist die Zeit der Abfassung des riesigen Romans «Die Dämonen» – einen Hauptaspekt unserer heutigen Wirklichkeit, den Weltbolschewismus, im Prinzip vorausgezeichnet hat.

Der Prophet der russischen Revolution

Dostojewskij hat mit seinem in alle Abgründe des Menschenherzens dringenden Tiefenblick erkannt, dass der Sozialismus in Russland in erster Linie überhaupt kein Politikum, sondern die religiöse Frage des Atheismus nach der Errettung der Menschheit ohne Gott ist.

Dostojewskij ist der Prophet der russischen Revolution. Er hat alle ihre Voraussetzungen erkannt, ihre ideelle Dialektik prophetisch erfasst und ihre Gestalten gezeichnet.¹⁹

Den «Dämonen» (Russisch: Bjesy, böse Geister, Nachtgespenster) ist als Motto die von Lukas 8, 32–37 berichtete Teufelsaustreibung bei Gerasa vorausgeschickt. Damit ist schon der Horizont gegeben, unter welchem diese höllischen Ereignisse innerhalb des Werkes verstanden werden müssen, nämlich unter dem Blickpunkt einer vernichtenden Besessenheit. Schigaleff ist der geistige Anführer der Weltrevolution. Er legt «ein eigenes System der Welteinrichtung» vor. Er fordert zur endgültigen Lösung des gesellschaftlichen Problems und zur Errichtung des irdischen Paradieses «die Teilung der Menschheit in zwei ungleiche Teile. Der kleinere Teil, ungefähr nur ein Zehntel der Menschheit, erhält allein persönliche Freiheit und das unbeschränkte Recht über die übrigen neun Zehntel. Diese neun Zehntel der Menschheit aber sollen ihre Persönlichkeit vollkommen einbüssen und einem grenzenlosen Gehorsam unterworfen werden.» Allerdings gibt Schigaleff zu, dass in der Geschichte etwas nicht ganz stimmt, denn, so sagt er, «meine schliessliche Folgerung steht in geradem Widerspruch zu der anfänglichen Idee. Nachdem ich von unbeschränkter Freiheit ausgegangen bin, komme ich zum Schluss zu unbeschränktem Despotismus. Aber ich füge hinzu, dass es ausser meiner Lösung der Gesellschaftsformel eine andere Lösung überhaupt nicht geben kann» (D/585/86). Die Genossen des Revolutionärs halten ihn für einen «genialen Mann», besonders weil er «die Idee der Gleichheit» erdacht habe. Bei Schigaleff nämlich «beobachtet innerhalb des Verbandes ein jeder den andern und ist verpflichtet, ihn nötigenfalls anzuzeigen. Jeder einzelne gehört allen und alle jedem einzelnen. Alle sind Sklaven und in der Sklaverei einander gleich. In äussersten Fällen Verleumdung und Mord, aber die Hauptsache: Gleichheit. Als erstes senkt sich dann das Niveau der Bildung, der Wissenschaft und der natürlichen, angeborenen Begabung. Ein hohes geistiges Niveau ist nur höheren Begabungen zugänglich – wir aber brauchen keine höheren Begabungen! Höhere Begabungen haben stets die Macht an sich gerissen und waren Despoten. . . Cicero wird die Zunge abgeschnitten, Kopernikus werden die Augen ausgestochen und Shakespeare wird gesteinigt – das ist der Schigalewismus! Sklaven müssen gleich sein: ohne Despotismus hat es noch nie weder Freiheit noch Gleichheit gegeben, in der Herde aber muss Gleichheit sein, und da haben Sie den Schigalewismus!» (D/607)

Das alles gehört sozusagen erst zum Grundriss des Totalitarismus, dabei bleibt Schigaleff aber nicht stehen: er konkretisiert die Dinge, plant und ordnet und gibt die Anweisungen zum Sturz für alles Bisherige. Er entwirft von Russland ein Bild, nach dem es «von einem endlosen Netz von Fünfergruppen bedeckt ist». Diese tätigen Gruppen haben die Aufgabe, «mit systematisch sich ausbreitender Propaganda das Ansehen der Regierung und ihrer Vertreter zu untergraben, in den Dörfern Zweifel, Zynismus, Skandale, volle Glaubenslosigkeit um jeden Preis zu verbreiten, was dann alles die Sehnsucht nach einem besseren Zustand hervorrufen soll, und schliesslich mit Brandstiftungen, als dem volkstümlichsten Mittel, das Land im vorgeschriebenen Moment, wenn's nicht anders geht, selbst ins Verderben zu stürzen» (D/791). Während dieser ganzen systematischen Zersetzungsarbeit geschehen viele Morde und Verbrechen, aber alle diese Ströme von Blut befruchten das Land der Revolutionäre und nur auf solche

Weise kann die ganze Gesellschaft «reif» gemacht werden für die neue Botschaft. «Alles muss entmutigt, aus allen muss ein einziger grosser Brei gemacht werden, bis schliesslich die auf diese Weise zerrüttete, kranke, zynische, ungläubige Masse, die sich jedoch bis zum Äussersten nach einer leitenden Idee sehnt, plötzlich in die Hand genommen werden kann» (D/965) zur neuen Welteinrichtung des Schigalewismus.

Müssen wir nach diesem Kapitel, wenn wir seine Aussagen mit der heutigen Wirklichkeit konfrontieren, nicht einfach erschrecken vor der prophetischen Wucht, mit der Dostojewskij hier das System und die Methoden des Weltbolschewismus im Kerne, nicht in allen Einzelheiten, getroffen hat? Was war die blutige «Säuberungsaktion» Stalins im ersten Jahrzehnt seiner Herrschaft, durch die eine ganze Generation von Führern – in der Partei und Armee, in den Universitäten und Laboratorien, in den Fabriken und Gewerkschaften – physisch vernichtet wurde anderes als despotische Willkür eines von seiner Idee Besessenen? Was sind die Spitzelbrigaden des über alle Kontinente verteilten Zentralkomitees der kommunistischen Partei anderes als die «Fünfergruppen» Schigaleffs? Und liegt nicht den Schauprozessen und der Ausmordung aller, die nicht zu irgendeinem Stift in einer allmächtigen Walze werden wollen, das gleiche System zugrunde? Ferner, was ist die planmässige, von Moskau aus dirigierte Unterwühlungs- und Zersetzungsarbeit in allen grösseren Ländern der Welt anderes als mit dämonischer Logik praktizierter Schigalewismus? Wie unbestimmt, wie welt- und wirklichkeitsfremd, ja geradezu romantisch nimmt sich Nietzsches «Zarathustra» und seine ganze ätherische Übermenschenlehre aus im Blick auf «Die Dämonen», deren Gestalten heute an der Spitze eines weltweiten Angriffes stehen! Dostojewskijs Prophetie ist unsere Gegenwart. Dazu ist sie ein neues, geschichtsmächtiges Zeugnis für die Tatsache, dass Ideen und Gedanken Geschichte machen und vor aller Tat es immer wieder der Geist oder der Ungeist ist, aus dem getan wird. Et verba caro facta sunt.²⁰

„Ich habe die Wahrheit gesehen“

Mit einer Urkraft ohnegleichen hat Dostojewskij an allem gerüttelt, was jemals Glaubensgegenstand und Lebenssinn des Menschen gewesen ist. Er war ein unendlich tiefer und radikaler Denker, er hat das Antlitz Russlands, das dämonische und das heilige, erschaut und gestaltet und in Bejahung und Verneinung sein ganzes Leben lang um das Geheimnis des Menschen gerungen.

Aber Dostojewskij wäre nicht der Realist in «höherem Sinne», wenn die entfesselten Gewalten der weltvernichtenden, chaotischen Mächte, die uns aus seinen Atheisten, Nihilisten und Selbstmördern entgegenbranden, das letzte Wort in seinem Werk sprechen würden. Manche Interpreten glauben zwar, dass dem so sei und Dostojewskij im Letzten ein Sohn Satans gewesen sei.²¹ Sie wenden sich darum mit Schaudern von ihm ab, ohne den Mut zu haben, das Innerste, das Mark des Ganzen aufzuspüren, denn in ihm finden wir nach all den ungeheuerlichen Abweichungen und Experimenten der entwurzelten, trotzdem aber nach Erlösung hungernden Menschen, das «lebendige Leben», die alles menschliche Begreifen weit überbietende Erfahrung der Wiedergeburt und Auferstehung im allumfassenden Mysterium des lebendigen Gottes, wie er uns in Jesus Christus erschienen ist.

*Dostojewskij hat das Vollkommene nicht gedacht, sondern erfahren. Seine Visionen kündeten unmittelbar von der Berührung mit einer anderen Welt.*²²

Die historische Erfahrung der Existenz Christi, die Deduktion des Sinngedankens, die Lebenserfahrung an den Kindern und am Volk, an den Heiligen, die innere Erfahrung des Überbewussten und schliesslich logisch-ontologische Überlegungen haben ihn zu Gott geführt.

Allein in der unabdrängbaren Frage nach dem Sinn des Seins liegt schon der Anfang einer sinnvollen Antwort beschlossen, weil nach dem ganz und gar Unbekannten nicht gefragt werden kann. «Warum bin ich denn mit solchen Wünschen geschaffen?» fragt sich der Mensch aus dem Untergrund, «sollte ich wirklich nur geschaffen sein, um zu der Überzeugung zu kommen, dass mein ganzer innerer Aufbau nichts als Betrug ist? Sollte wirklich der ganze Zweck meines Daseins nur darin liegen? Glaub's nicht.»²³ Und an einem andern Ort spricht Dostojewskij von

einem äusserst spassigen, aber auch unerträglich traurigen Gedanken: «Nun, wie aber, wenn der Mensch nur als ein unverschämter Versuch in die Welt gesetzt worden ist, nur um zu sehen, ob ein solches Geschöpf es auf Erden aushalten können wird oder nicht?»²⁴ Die Sehnsucht nach Licht in der Dunkelheit dieses Lebens ist unstillbar in den Herzen der Menschen. Wir könnten die Sinnlosigkeit des Daseins, die Verzweiflung, die uns bis zum Selbstmord oder in andere scheinbare «Befreiungen» führen mag, gar nicht erfahren, wenn nicht der Sinngedanke tief in uns wäre. Der ganze Nihilismus und alle darin ausgesprochene Verzweiflung setzt die Erfahrung der Sinnhaftigkeit des Daseins voraus. Wie die Atheisten von Gott leben, den sie bekämpfen, so ist es auch hier: die Bedingung der Möglichkeit, dass wir überhaupt fähig sind, unglücklich zu sein, setzt eine gewisse paradiesische Urerfahrung voraus und selbst die Abwesenheit Gottes ist, nach einem tiefen Wort Charles Péguy's, auch nur eine Weise seiner das All durchdringenden Gegenwart. Dabei darf nicht vergessen werden – (und wie grossartig hat uns dies Dostojewskij gezeigt!) – dass auch die Zerstörungslust, persönlich begrenzt oder weltumfassend, eine Sehnsucht nach der Erfüllung, der alle Tiefen der Person durchbebende Schrei nach einem neuen, möglichst nicht mehr irdischen Anfang ist, also die Offenbarung der negativen Religiosität.²⁵

Ihren verschiedenen Stationen begegnen wir in Raskolnikoffs Übermenschenlehre, in der Kirilloff selbst verschlingenden Idee der absoluten, metaphysischen Freiheit, ebenso dringt sie aus Wersiloffs «Traum vom goldenen Zeitalter» und aus der Selbstvernichtung des Fürsten Stawrogin und zuletzt am verzehrendsten aus der Welt der «Brüder Karamasoff». Alle diese Selbsterlösungsversuche scheitern, weil der Mensch sich selbst unendlich übersteigt, und daher, sobald er sein von ihm gestecktes Ziel erreicht hat, schon darüber hinaus ist und niemals unter sein eigenes Ziel geraten kann, denn «die Wurzeln unserer Gedanken und Gefühle sind nicht hier, sondern in anderen Welten» (BK/525). Wir Menschen sind uns selbst ein Rätsel und die ganze Schöpfung bis zur letzten Mücke ist ein Geheimnis. Darum können wir – wie es Dostojewskij durch eine seiner unvergesslichsten Gestalten, durch den Starez Sossima, ausspricht – «auch viele der stärksten Gefühle und Regungen unserer Natur auf Erden vorderhand nicht begreifen» (BK/524). Dies alles entspringt dem Übergangscharakter unserer Existenz. «Wir sind offenbar Übergangswesen, und unser Dasein auf der Erde ist augenscheinlich der Vorgang oder die unausgesetzte Verwandlung einer Puppe in einen Schmetterling... Ich glaube, die Menschen werden entweder Teufel oder Engel... Sterben kann man gar nicht. Sein ist, aber Nichtsein ist überhaupt nicht» (D/990).

In der Erzählung «Der Traum eines lächerlichen Menschen», aus dem Jahre 1877, tat Dostojewskij erneut einen Blick in das Paradies. Der Held dieser kleinen Geschichte beschloss, sich nach der Erkenntnis, «dass überall auf der Welt alles einerlei sei», zu erschiessen. Er hätte sich auch endgültig erschossen, wenn ihm nicht auf einem letzten nächtlichen Spaziergang ein kleines, armes Mädchen begegnet wäre, das ihn herzerreissend um Hilfe für seine sterbende Mutter bat. Zwar stiess er es von sich, aber irgendwie empfand er trotzdem Mitleid. Dieses Zusammentreffen war der Grund des Traumes, aus dem der Held wie ein völlig erneuerter Mensch, überschüttet mit paradiesischen Erfahrungen, in diese Welt zurückkehrt. «Oh, jetzt nur leben, leben! Ich erhob meine Arme und rief die ewige Wahrheit an, nein ich rief nicht, sondern schluchzte auf; Verzückung, unendliche Verzückung erfasste mein ganzes Wesen. Ja, leben und – verkünden. Zu verkünden beschloss ich im selben Augenblick und wahrlich fürs ganze Leben. Ich gehe verkünden, ich will verkünden! Was? Die Wahrheit, denn ich habe sie gesehen, gesehen mit eigenen Augen in ihrer ganzen Herrlichkeit... Alle Menschen gehen doch zu demselben Ziele, wenigstens trachten sie nach demselben Ziele, vom Weisen bis zum letzten Verbrecher, nur auf verschiedenen Wegen... Ich will und kann nicht glauben, dass das Böse der ursprüngliche Zustand des Menschen ist. Gerade über diesen meinen Glauben lachen ja alle. Wie soll ich nicht Glauben verdienen: ich habe die Wahrheit gesehen, nicht dass ich sie mit dem Verstande erfunden hätte, nein ich habe sie gesehen, wirklich gesehen und ihr lebendiges Bild hat meine Seele auf ewig erfüllt...»²⁶

Und nach dem höllischen Sturm, der aus der seelischen Unterwelt Iwans im Kapitel «Empörung» in die von Lebensgier geladene Welt der Brüder Karamasoff fährt, nach dem Satans-

dienst des Grossinquisitors, strahlt in allen diesen Finsternissen das Licht des Evangeliums unvermindert auf in den Betrachtungen und Lehren des Starez Sossima und seiner allumfassenden Liebe zur Schöpfung. Mitja aber, der angebliche Vatermörder, entdeckt zwischen den nackten Wänden des Gefängnisses in den Monaten seiner Haft einen neuen Menschen in sich. Er erfährt, dass das Leben unheimlich ist und die Wege wunderbar sind, auf denen Gott die Menschen heimsucht. Doch was bedeuten schon zwanzig Jahre Zwangsarbeit gegenüber der Kraft, die aus dem Geist der Sühne strömt, da «alle für alle schuldig sind». Mitja geht für alle hin, obwohl er den Vater nicht erschlagen hat und stimmt in ekstatischem Aufschwung die Hymne an die Freude an: «O ja, ich weiss, wir werden in Ketten sein, und wir werden keinen freien Willen haben, aber dann, in unserem Leid, werden wir von neuem zur Freude aufstehen, zur Freude, ohne die es dem Menschen unmöglich ist zu leben, ebenso wie Gott ohne sie nicht sein kann, denn Gott gibt die Freude, das ist sein grosses Privilegium... Wenn man ihn von der Erde vertreibt, so werden wir ihm dort unter der Erde begegnen und ihn willkommen heissen! Und dann werden wir, wir unterirdischen Sträflinge, in den Schächten Sibiriens, aus den Eingeweiden der Erde eine tragische Hymne unserem Gott singen bei dem die Freude ist! Ach, es lebe Gott, und es lebe seine Freude» (BK/961). Dieses machtvollste, das Gipfelwerk Dostojewskijs, vollendet in seinem Todesjahr, endet mit einem Kindergespräch, das in göttliche Zuversicht mündet: «Ist es wahr», ruft Kolja aus, «was die Religion sagt, dass wir von den Toten auferstehen und uns alle wiedersehen werden? Bestimmt werden wir auferstehen, bestimmt werden wir uns wiedersehen, und freudig werden wir uns gegenseitig alles erzählen, was wir erlebt haben, antwortete halb lachend, halb begeistert Aljoscha» (BK/1274).

*

Von den letzten Höhen seiner irdischen Laufbahn ruft uns so Dostojewskij, gleichsam noch einmal auf seine vielgeliebte Erde und alle dort durchschrittenen Abgründe zurückschauend, das Bekenntnis zur unaufhaltsamen Bejahung des Lebens, das Hosanna auf das Licht zu, das Gott selbst angezündet hat in der innersten Kammer unseres unter Schmerzen suchenden Geistes. Aus den Gebirgen von Qual und Leid bricht der ewige Grundakkord der menschlichen Seele, um in hinreissendem Jubel zum Himmel emporzusteigen. Dostojewskij, der grösste russische Metaphysiker, ist wahrhaftig ein «ewiger Zeitgenosse», weil er den Menschen mit all seinen Anlagen in seiner leiblich-geistigen Einheit unter den prüfenden Schlägen einer Verneinung, wie es sie in Europa noch nie gegeben und «durch ein Fegfeuer von Zweifeln» über alle vorläufigen bloss irdischen Ziele erbarmungslos hinausgeführt hat bis hin vor das Antlitz dessen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben in einem ist. Dostojewskij hat die gültigste Sinndeutung des europäischen Absturzes in das Chaos gegeben. Unter seiner zermalmenden metaphysischen Logik schmelzen alle unsere westlichen Versuche, den Nihilismus, die Kernkrankheit dieses Jahrhunderts, mit menschlichen Kräften allein zu überwinden, zusammen. Sie erweisen sich als selbstherrliche Griffe des entwurzelten Menschen, der aus dem Bannkreis seines Ich nicht herauskommt, zugleich aber zu feige ist, alle Konsequenzen aus der Gottesleugnung zu ziehen. Es sind nur vorübergehende Lösungen, die ihre innere Unhaltbarkeit in einer noch radikaleren Form des Nihilismus offenbaren werden.

Der unausrottbare Sinnanspruch des Menschen kann gemäss seiner Grundverfassung als Geist im Fleisch zuletzt nur von jenem erfüllt werden, der selbst als der Ewige und Unge-

schaffene ewig und unwandelbar bleibend in Jesus von Nazareth in diese Welt gekommen ist, um die verirrtten Kinder seines Vaters heimzuführen. Dostojewskijs letztes Wort ist die Christozentrik alles Seins. Jenseits der Götter, die sich der Mensch zur Stillung seines Durstes nach Anbetung geschaffen hat, werden wir gerettet. Die Ketten der positivistischen wie der mythologischen Sklaverei unserer Tage werden durch den Auferstandenen allein zerrissen. Vielleicht hat Dostojewskij als der Botschafter der russischen Seele etwas Richtiges getroffen, als er schrieb: «Europa wird bei uns anklopfen, wenn seine jetzige Ordnung zu Ende geht.»²⁷ Im Blick auf sein prophetisches Werk können wir abschliessend nur sagen, dass es für uns eine gewaltige Brücke ist aus der Finsternis zum Licht. Gewiss spannt sich eine Brücke vergeblich über den Abgrund, wenn sie nicht begangen wird. Aber sie ist doch eine Brücke, die immer darauf wartet, zu jeder Tages- und Nachtzeit jemanden über den Abgrund zu führen. Walter Strolz

Anmerkungen

¹³ Vgl. N. Berdiajew, *Der Sinn der Geschichte / Versuch einer Philosophie des Menschengeschickes*, Tübingen 1949, Seite 272.

¹⁴ Zit. bei R. Lauth, Seite 315.

¹⁵ Vgl. N. Berdiajew, *Das neue Mittelalter*, Seite 29.

¹⁶ Ebendort.

¹⁷ Vgl. Karl Rahner, *Hörer des Wortes / Zur Grundlegung einer Religionsphilosophie*, besonders das Kapitel: *Der Mensch als Geist*, Seite 87: «Als das ‚Göttliche‘ kann von vornherein nicht das vergegenständlichte Korrelat der russischen Eigenart, des Blutes, des Volkes, der Welt oder von irgend etwas anderem, auch nicht das Absolutbild des Menschen in Betracht kommen. Denn der Mensch als Geist hat schon immer alles dieses Endliche transzendiert in der Richtung auf etwas, das grundsätzlich und nicht nur graduell mehr ist als dies alles. Er ist Geist und steht so immer schon vor dem unendlichen Gott, der als Unendlicher immer mehr ist als nur die ideale Einheit der wesentlich endlichen Mächte des menschlichen Daseins und der Welt.»

¹⁸ Hier trifft sich Dostojewskij mit dem grossen Kardinal J. H. Newman, der in seiner *«Apologia pro vita sua»* zu dem noch radikaleren Schlusse kommt, «dass es in der wahren Philosophie kein Mittelding zwischen Atheismus und Katholizität gebe, und ein ganz konsequenter Geist unter den Bedingungen, in denen er sich hier auf Erden befindet, sich entweder zum einen oder zum anderen bekennen muss» (Zit. nach der neuen deutschen Ausgabe: Newman, *Geschichte meiner religiösen Überzeugungen*, Freiburg 1953, Seite 187). Und hinter diesem Gipfel der Erkenntnis erhebt sich noch einmal einer in Pascals prophetischem Wort: «Ohne Christus würde die Welt nicht bestehen, denn ohne ihn würde sie notwendig in Zerstörung sinken oder aber wie eine Hölle sein» (Zit. nach Romano Guardini, *Christliches Bewusstsein*, Seite 114).

¹⁹ Vgl. Berdiajew, *Die russische Revolution*, in: *Das neue Mittelalter*, Seite 63-106.

²⁰ Vgl. Joseph Bernhart, *Der Mensch in der Gottlosigkeit*, in: *De profundis*, 3. Auflage 1947, Seite 22.

²¹ Vgl. Hermann Hesse, *Blick ins Chaos* (1921), André Gide, *Dostojewskij* (1923), Leo Schestow, *Auf Hiobs Waage* (1929).

²² Vgl. dazu in Lauths Werk die grossartigen Kapitel: «Das Satanische und das Paradiesische im Menschen» und «Die Vision».

²³ Zitiert nach: F. M. Dostojewskij, *Was vermag der Mensch / Ein Brevier*, zusammengestellt aus den Werken, Briefen und Tagebüchern mit einer Einleitung von R. Lauth, München 1949, Seite 156.

²⁴ Ebendort, Seite 162.

²⁵ Über die geheimste Triebkraft des Atheismus, vgl. «Der Idiot», Seite 778.

²⁶ Zit. nach der Ausgabe des Verlages Bertelsmann, übersetzt von Julius Rendelstein in der Reihe: *Das kleine Buch* 39, Seite 69/70 und 72/73.

²⁷ Zitiert bei Hans Meyer, *Die Weltanschauung der Gegenwart*, Würzburg 1949, Seite 388.

Zum Schulkampf am Kongo

Die früheren belgischen Regierungen

Als 1876 auf der Geographischen Konferenz in Brüssel die Erforschung Innerafrikas und der Kampf gegen die Sklaverei in Angriff genommen wurden, bat König Leopold II. von Belgien die Missionare von Scheut um ihre Hilfe für sein Kolonialwerk in Afrika. Er wandte sich später mit der gleichen Bitte an die Jesuiten, an den Nuntius, ja an den Vatikan selbst; und beim Tode dieses grossen Wohltäters und Förderers Afrikas wirkten bereits 16 religiöse Orden in Belgisch-Kongo, das 77 mal grösser ist als sein Mutterland Belgien. 1886 äusserte der König: «Wenn ich vor meinen Herrgott hintrete, werde ich mich glücklich schätzen, Millionen Neger in Afrika den Weg zum Evangelium gebahnt zu haben.»

Dass der weitblickende Monarch es sich zum Programm gemacht hatte, als wahrer Bringer der Kultur nach Afrika zu gehen, und dass seine Nachfolger bis auf König Baudouin die gleiche Kolonialpolitik verfolgten, erklärt die vorteilhafte Stellung, die Belgisch-Kongo bis heute unter den Kolonien des Schwarzen Erdteils einnimmt. Hier wurde von Anfang an dem Wohl der schwarzen Bevölkerung Rechnung getragen. Und es war mehr als eine schöne Phrase, wenn König Albert erklärte: «Ich wollte, dass es bei meinem Tode keinen einzigen Heiden mehr in meiner Kolonie gäbe.»

Der Standpunkt der belgischen Könige

Die belgischen Herrscher wussten, dass kein Kolonist so selbstlos im Dienst des afrikanischen Menschen steht wie der Missionar, den nicht Aussicht auf materiellen Gewinn, sondern die entsagungsvolle Hingabe an eine grosse Sendung in den Schwarzen Erdteil führt. Das wussten bis vor kurzem auch die massgeblichen Kreise der Kolonie und die Kongoneger bezeugen es durch ihre zutrauliche Verehrung für den Missionar bis auf den heutigen Tag. Keiner kennt Sprache, Sitten und Volkstum der einheimischen Bevölkerung so gut wie der Missionar.

Keiner ist verantwortungsvoller darauf bedacht, dass der plötzliche Kulturumschwung, der in wenigen Jahrzehnten über den afrikanischen Menschen hereinbrach und ihn aus alten, festen Lebensbahnen schleuderte, sich nicht als verheerende soziale und moralische Entwurzelung auswirke.

Sorgsam sucht er das Gute im Althergebrachten zu erkennen und zu wahren, und – aufgeschlossen für jeden, auch äusseren Fortschritt – das bessere Neue organisch in den guten Wurzelgrund des Volkes einzupflanzen.

Die Leistungen der Missionare

Wer sich davon überzeugen will, besuche am Kongo die modernst eingerichteten und mustergültig geführten Krankenhäuser, Mütterheime und Schulen jeder Art, in denen Patres, Brüder und Schwestern wirken. Was das bedeutet, wird dem klar, der bedenkt, dass das Schulwesen vom Kindergarten bis zur Hochschule zum weitaus überwiegenden Teil in den Händen der katholischen Mission liegt. (Die Protestanten und die Heilsarmee, die etwa eine Million von den 13 Millionen Einwohnern des Kongo umfassen, verfügen über etwa 25 Prozent des Schulwesens. Sie besitzen sehr gute Elementarschulen, jedoch nur wenige Mittelschulen.) Wer wissen will, wie weit die Aufgeschlossenheit der Missionare geht, braucht nur an einem Fussball-Match oder Radrennen in einem der beiden grossen Stadien von Leopoldville teilzunehmen. Ob die Fussball-Mannschaft von Wien-Floridsdorf, die am 6. Februar die Mannschaft von Leopoldville 2 : 0 schlug, sich bewusst war, dass das herrliche Stadion, in dem 70 000 bis 80 000 Neger und Weisse ihrem Spiel zusahen, nicht von der Regierung, sondern von Scheutfelder Missionaren erbaut worden ist?

Die belgische Regierung war sich des grossen Vorteils, der ihr aus der Mitarbeit der Missionare für das Kolonisationswerk erwuchs, bewusst und unterstützte grosszügig ihre Unternehmen. Zwar erhielt der Missionar für seine eigentliche Missionsarbeit keine direkte Unterstützung, doch für seine Arbeit auf dem Gebiete des Schulwesens, für Errichtung neuer Schulgebäude, für Lehrmittel und Lehrkräfte tat man viel. Dennoch kostete die Besoldung der im Schuldienst tätigen Patres, Brüder und Schwestern nur einen Bruchteil von dem, was andere Angestellte und Beamte der Kolonie erhielten. Auf diese Weise verbilligte sich das gesamte Schulwesen für die Kolonialregierung derart, dass es möglich wurde, die Schulbildung auf über 48 Prozent der Jugend Belgisch-Kongos auszu dehnen. Was das heisst, kann nur ermessen, wer die Unzahl verschiedenster Sprachen und Stämme Zentralafrikas selbst kennengelernt hat; wer weiss, was es bedeutet, systematischen Unterricht einzuführen bei einer Bevölkerung, die auf weite Urwald- oder Savannengebiete zerstreut lebt, und für deren unbekannte Sprachen es weder Wörterbuch noch Grammatik gibt. Das aber war die Situation, die der Missionar vor wenigen Jahrzehnten am Kongo antraf.

Bis nach dem Zweiten Weltkrieg war der Einfluss der Katholiken in Belgien und in der Kolonie bedeutend. Die Missionare besaßen die Sympathie der Regierung und der weissen und schwarzen Bevölkerung im Kongo. 1952 erfolgte eine Regelung der Schulfrage, die in grosszügiger Weise staatliche Subsidien für Schulen und Lehrkräfte der Mission vorsah. Für Lehrer mit staatlichem Diplom zahlte die Regierung 100 Prozent der Besoldung, für Lehrer ohne Diplom 80 Prozent und bei Schulbauten trug sie 70 Prozent der Kosten.

Der liberale Kolonialminister Godding hatte vorübergehend versucht, die Arbeit der katholischen Missionare zu hemmen und die Protestanten zu fördern. Doch die zwei folgenden Minister, Pierre Wigney und André Dequae, anerkannten wieder in vollem Umfang die Bedeutung der religiösen Erfassung und Durchdringung des afrikanischen Menschen durch die Mission. Der Afrikaner ist zutiefst religiös. Das Religiöse liegt bei ihm nicht, wie vielfach bei uns rationalistischen Europäern, an der Oberfläche der «reinen Vernunft», sondern wurzelt weit mehr in den irrationalen Tiefen der Seele. Darum ist die Zerstörung seiner Religion für den Afrikaner gleichbedeutend mit der Zerstörung seines Menschentums. Beide Minister erkannten die Notwendigkeit, das Christentum an die Stelle der alten zerschlagenen Naturreligionen zu setzen. Die Schaffung wahrer Kultur im Herzen Afrikas ist nur auf dem Boden des Christentums möglich. Jeder andere Versuch ist eine Illusion, und die verhängnisvolle Folge wäre eine entwurzelte Menschenklasse von halbgebildeten, moralisch haltlosen Proletariern, eine leichte Beute für den modernen Atheismus und militanten Kommunismus. Das war die Überzeugung massgeblicher und erfahrener Sachverständiger und Politiker Belgiens und der Kolonie.

Der Umschwung in Belgien

Nach der Gesamtentwicklung der Kolonie der letzten Jahrzehnte zu urteilen, bestand – vom Standpunkt der Liberalen aus gesehen – grösste «Gefahr», dass Belgisch-Kongo in Kürze, nicht zuletzt infolge der grosszügigen Unterstützung der Mission durch den Staat, zu einem wahren Paradies christlicher Kultur würde. Das war ein unerträglicher Dorn in den Augen der freimaurerischen und liberalen Kreise Belgiens. Daher ihre grossen Anstrengungen, bei den Wahlen im März 1954 unter allen Umständen die Mehrheit im Parlament zu eringen. Man versprach in der rührigen Wahlpropaganda Ver-

ringerung der Militärzeit von 21 auf 18 Monate, stellte Steuerreduzierungen und Altersrenten in Aussicht und unterstützte eifrig die ewig Unzufriedenen.

Das Ergebnis war, dass die Christlichsoziale Partei von 108 Sitzen 13 verlor, 9 an die Sozialisten und 4 an die Liberalen. Damit hatten nach den Märzahlen die Christlichsozialen 95, die Sozialisten 86 und die Liberalen 25 Sitze. Um die Mehrheit der Christlichsozialen um jeden Preis zu brechen, schlossen sich die Sozialisten und Liberalen zur Koalition zusammen. Jeder über ihre auseinanderstrebenden Ideologien halbwegs Orientierte fragte sich unwillkürlich, wie diese merkwürdige Verbindung zustande kommen konnte. Die Antwort ist ebenso einfach wie traurig: Das Bindemittel der beiden ungleichen Parteien war die ihnen gemeinsame Ablehnung Gottes und ihr Kampf gegen seine Kirche. Ihnen zuliebe opferte man bedenkenlos Grundsätze, die man noch kurz zuvor als unveräußerliche Parteiprinzipien hinausposaunt hatte.

Das Experiment Buisseret

Der Umschwung auf dem politischen Schachbrett und die Ernennung Buisserets, eines Mitgliedes der Freimaurerloge von Liège, zum Kolonialminister änderte mit einem Schlag auch die Lage für die Missionen in Belgisch-Kongo. Buisserets erster Programmpunkt wurde der Kampf gegen die katholischen Schulen und die Verringerung des Einflusses der Mission in der Kolonie. Mehrfach erklärte er, die Zeit der Mission sei endgültig vorbei. Widerrechtlich setzte sich der Minister über das «Règlement scolaire» von 1952 hinweg und strich eigenmächtig 10 Prozent der Gehälter für Lehrer an den Missionsschulen. Bisher wurden 50 Prozent der Laienlehrer in den Elementar-, Mittel- und Hochschulen vom Staat besoldet. Buisseret reduzierte sie auf ein Drittel. Alle Unterstützungen für Neubauten wurden gestoppt, die segensreich wirkenden Handwerkerschulen durch übertriebene, ungerechtfertigte Forderungen in ihrer Existenz bedroht und der hoffnungsvolle Anfang des Lovaniums, der neuen katholischen Universität in Kimuenza, in Frage gestellt. Endlich strich er die Subsidien für die Internatsschulen um 50 Prozent. Damit wurde 100 000 Kindern aus den entfernteren Urwald- und Steppengebieten die Möglichkeit zur weiteren Schulbildung, die über jene der kleinen Bushschulen hinausgeht, entzogen.

Gleichzeitig setzte Buisseret – angeblich auf Wunsch der einheimischen Bevölkerung – alle Hebel in Bewegung zur Einführung der konfessionslosen, laizistischen Staatsschule und zur Schaffung eines europäischen Lehrerstabes. Letzterer ist aber infolge mangelnder Kolonial-Vorbildung in keiner Weise fähig, den Anforderungen der afrikanischen Verhältnisse gerecht zu werden und kostet den Staat obendrein enorme Gehälter. Das Glanzstück aber, das Buisseret sich leistete, ist die Einführung des Französischen als Unterrichtssprache und zwar von der untersten Klasse an. Welch ein Unterricht für Kinder, die aus ihren heimatlichen Grashütten und den alten afrikanischen Gebräuchen und Sitten ihrer Väter kommen und hineingeworfen werden in eine Sprache, von der sie kein Wort verstehen und deren kulturelle Hintergründe ihnen ein Buch mit sieben Siegeln sind; ein Unterricht, vermittelt von einem Lehrer, der kein Wort von der Sprache der Kinder versteht und der auf Grund seiner eigenen Vorbildung höchstens fähig ist, die äusseren Formen europäischer Zivilisation sinn- und geistlos in Afrika zu kopieren!

All diese Massnahmen erfolgten nicht etwa als offener Frontalangriff, sondern gewissermassen mit «doppeltem Gesicht». Als der neue Kolonialminister sich einen Monat lang in Belgisch-Kongo aufhielt, um die grösseren Zentren zu besuchen, sprach er den Missionaren gegenüber seine Anerkennung aus, nahm persönlich Grundsteinlegungen für Schulen vor und bekundete sein Befremden über die Befürchtungen verschiedener Kreise, dass er daran dächte, den Einfluss der

Mission irgendwie zu schmälern. In Wirklichkeit begann er rücksichtslos mit der Durchführung missionsfeindlicher Massnahmen, ungeachtet der schwerwiegenden Einwände und wiederholten Vorstellungen von Seiten der Regierungsmitglieder und der kirchlichen Oberen.

Reaktionen auf die Massnahmen Buisserets

Als über den Charakter der neuen Massnahmen keine Täuschung mehr möglich war, wurde in Belgien und am Kongo die Öffentlichkeit auf sie aufmerksam gemacht. Presse und Vorträge weckten das Gewissen der Kongoleesen und des belgischen Volkes. Es kam zu Protestkundgebungen in Belgien. Auch die Weissen der Kolonie wandten sich gegen die Massnahmen der neuen Regierung. (Viele freilich erst, als sie begriffen, dass sie nunmehr weit mehr Schulgeld zu zahlen hatten als vorher.) Tausende von Sondernummern der grossen belgischen Tageszeitungen wurden der Frage des Schulkampfes gewidmet. Mehrere Minister und hohe Militärs nahmen entschieden Stellung gegen Buisseret. Seine vollkommene Unerfahrenheit in afrikanischen Fragen und Verhältnissen wurde von Mitgliedern des Parlaments und ehemaligen Ministern aufs schärfste angeprangert. In der Presse fielen Ausdrücke, die alles andere als schmeichelhaft waren.

Nur eine kleine Gruppe aus dem liberalen und freimaurerischen Lager, die Protestanten und die Heilsarmee standen auf der Seite des Kolonialministers. Die überwiegende Mehrheit der Weissen und der Neger in Belgisch-Kongo und mit ihnen die öffentliche Meinung bezogen eindeutig Stellung gegen Buisseret. Als alles nichts half, riefen die Bischöfe in den einzelnen Provinzen Konferenzen ein. Diese wiederum entsandten je einen Vertreter zur grossen Bischofskonferenz nach Leopoldville. Hier fasste man einen drastischen Entschluss. Man stellte dem Kolonialminister folgendes Ultimatum: entweder stelle er seine missionsfeindlichen Massnahmen ein, oder aber die katholischen Missionen stoppten jede Schultätigkeit in ganz Belgisch-Kongo, sowohl für Neger wie für Weisse.

Vorläufige Entspannung

Die allgemeine Unzufriedenheit und Ablehnung der Schulreform in Belgisch-Kongo stieg bedrohlich. Die Lage wurde kritisch, und der Generalgouverneur sah sich im Interesse der öffentlichen Ruhe und Sicherheit gezwungen, Buisseret zu bitten, sich nach Belgisch-Kongo zu bemühen. Als der Kolonialminister Ende Januar in Leopoldville eintraf, wurde er von Weiss und Schwarz mit äusserster Kühle begrüsst. Er hielt sich nur vier Tage in Leopoldville auf und wagte sich nicht an die Öffentlichkeit. Es kam zu Verhandlungen mit Msgr. Verwimp, dem Dekan der permanenten Bischofskonferenz von Belgisch-Kongo. *Das Ergebnis war, dass der Minister seine gesamten Massnahmen zurückzog.* Die Schulfrage wurde für das laufende Jahr wieder auf den Status von 1952 gebracht und die Frage der Subsidien für Missionsschulen einer Kommission zur Untersuchung übergeben.

Ob damit ein bleibender Erfolg erzielt worden ist, muss bezweifelt werden. Wo Buisseret nicht eindeutig durch das Schulgesetz von 1952 gebunden ist, versucht er weiterhin alles, sein liberales Programm durchzuführen. Ein hohes Parlamentsmitglied hielt dem Kolonialminister öffentlich folgende Massnahme vor, die ahnen lässt, welche Mittel die liberale Regierung gegen die katholischen Missionsschulen einzusetzen bereit ist. Früher wurden nicht mehr gebrauchte Metall-Hangars, die als Materialschuppen in Verwendung waren, der Mission zum Umbau in provisorische Schulgebäude überlassen. Der neue Kolonialminister gab Anweisung, solche Schuppen, die für die Mission in Aussicht genommen waren, sofort zu zerstören.

Dazu bieten die Verlautbarungen des Kolonialministeriums,

die sich in Zusicherungen allgemeinsten Art ergeben und offensichtlich der Beruhigung dienen sollen, weiteren Anlass zu Befürchtungen. Der Widerspruch zwischen Weiterführung des status quo einerseits und der Ankündigung von weiteren Verhandlungen zur Revision der bisherigen Regelung andererseits zeigt zur Genüge, dass der Schulkampf in Belgisch-Kongo noch keineswegs beendet ist, und dass weiterhin das Ziel der

Kolonialregierung die Förderung der laizistischen Staatsschule auf Kosten der Missionsschule bleibt.

Der Schulkampf in Belgisch-Kongo zeigt ein weiteres Mal: Die Feinde der Kirche haben begriffen, dass die Entscheidung über die Zukunft Europas heute weitgehendst in Asien und Afrika fällt. Kann diese Zukunft christlich sein, wenn die Katholiken des Westens das nicht begreifen? «Verbum»

Auf dem Weg zum kommunistischen Dualismus der Macht

Der in Russland 1917 zum Durchbruch gekommene und sich rasch ausbreitende Kommunismus wurde 1918 bis 1921 in teilweise harten Kämpfen eingedämmt, auf das Territorium der Sowjetunion beschränkt und durch einen «Cordon sanitaire» eingekreist. Über die Art und Weise, wie unter diesen Umständen das Ziel der kommunistischen Weltrevolution zu erstreben sei, standen sich anfangs zwei Konzeptionen gegenüber: die Idee Trotzkijs von der «permanenten Revolution» und der Plan Stalins vom «Aufbau des Kommunismus in einem Lande». Trotzki wollte durch «direkte Aktionen», durch Propaganda und Konspiration vor allem in den nach seiner Ansicht revolutionsreifen europäischen Staaten den Kommunismus zum Durchbruch bringen und von da aus in einem Zug die proletarische Revolution in der ganzen Welt verwirklichen. Der kommunistische Putsch in Reval-Tallinn am 1. Dezember 1924, der binnen weniger Stunden scheiterte, entschied praktisch gegen Trotzki.

Unter Führung Stalins setzte sich die Richtung durch, durch «indirekte Aktion» mit Hilfe der sozialistisch ausgebauten Sowjetunion die Revolution weiterzutreiben: Stalin schrieb noch im Dezember 1924 im Vorwort zu dem Buch «Auf dem Wege zum Oktober» (11. Auflage, deutsch, Moskau 1946, S. 130): «Der Sieg des Sozialismus in einem Lande ist keine für sich allein zu nehmende Aufgabe. Die Revolution des siegreichen Landes darf sich nicht als eine sich selbst genügende Grösse, sondern muss sich als Stütze, als Mittel zur Beschleunigung des Sieges des Proletariats in allen Ländern betrachten. Denn der Sieg der Revolution in einem Lande, im gegebenen Falle in Russland . . ., ist zugleich der Beginn und die Voraussetzung der Weltrevolution.» Stalins Idee war die des Ausbaus Russlands zu einem konkreten Machtmittel, zum Ausgangspunkt und zur technisch-materiellen «Basis» der Weltrevolution. Der damit gegebene Weg zur Weltrevolution war der der abschnittswisen Eroberung in einem an das bereits beherrschte Territorium angrenzenden Lande nach dem andern. Also: Revolution durch Annexion. Von der begrenzten Multinationalität der Sowjetunion zu einer unbegrenzten Internationalität. Damit gegeben war das *eine* Machtmonopol Moskaus innerhalb des nach dem Prinzip der Subordination gestalteten kommunistischen Lagers.

Nach dem stalinschen Plan vollzogen sich die kommunistischen Machtausweitungen in Europa nach dem zweiten Weltkrieg. Nur hat 1948 Tito mit Stalin gebrochen und das kommunistische Jugoslawien aus dem von Moskau geleiteten kommunistischen Machtsystem wieder herausgenommen. China, in dem von Mao Tse-tung 1949 die kommunistische Machtergreifung durchgeführt wurde, hat sich bis heute keineswegs der Sowjetunion untergeordnet. In westlichen Kreisen, zumal in England, konnte deshalb auch die Meinung durchdringen, der chinesische Kommunismus unterscheide sich *wesentlich* vom sowjetrussischen und der Westen könne diesen Unterschied zu seinem Vorteil ausnutzen, indem er Rotchina mit Wohlwollen begene und ihm Konzessionen mache.

Solche Überlegungen kamen auch in letzter Zeit wieder zum Ausdruck. Man fragte sich, ob das sowjetrussische Nachgeben in der österreichischen Frage nicht vielleicht auf den steigenden Druck der Chinesen im Rücken der Russen zurückzuführen sei. Man fand die Tatsache erstaunlich, dass zur afrikanisch-asiatischen Konferenz von Bandung die grösstenteils auch asiatische Sowjetunion nicht eingeladen wurde, an der dann aber die rotchinesische Delegation sehr gewichtig auftrat. Und schliesslich würde man stutzig, dass die Landeskonferenz der KP-China Ende März in Peking Kao Kang, den früheren kommunistischen Statthalter der Mandschurei und Schützling Moskaus, sowie seine Gruppe in so unverblümter und heftiger Weise wegen Separatismus zugunsten der Sowjetunion verurteilen und vernichten konnte. Zweifelsohne erweisen diese Vorgänge die Achse Moskau-Peking irgendwie als problematisch. Es fragt sich nur, wie weit diese Problematik geht und wie sie zu bewerten ist.

Nach dieser Einleitung, die länger sein musste, um den gefragten Punkt richtig zu verstehen, untersuchen wir hier diese Frage auf Grund einer Arbeit von Franz Borkenau im «Commentary», New York, Dezember 1954 (deutsch in «Ost-Probleme», 4. März 1955, Nr. 9 S. 357 f.).

Mao Tse-tungs Aufstieg ohne Stalins Hilfe

Mao Tse-tung ist als einziger von allen Führern des Weltkommunismus, die heute etwas zu sagen haben, ohne die Unterstützung Stalins zur Macht gelangt. Bis 1937 hat sich Stalin um die Vorgänge in dem von den kommunistischen Freischärlern kontrollierten Teil Chinas weniger gekümmert. Als die japanische Bedrohung Stalins Blick nach dem Fernen Osten lenkte, war Mao ihm bereits ein unentbehrlicher Gehilfe bei dem Versuch geworden, die japanische Aggression von der Sowjetunion abzulenken. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verlor Moskau die letzte Möglichkeit, ihn effektiv an die Kande zu nehmen.

Dieser Mao Tse-tung unterstützte oder sabotierte schon vor 1941 die damals von Stalin vorgeschriebene «Generallinie der Partei» ausschliesslich nach Massgabe seiner eigenen Beurteilung der häufig wechselnden Lage, und führte die KP-China durchwegs nach eigenem Ermessen unter Wahrung vollkommener praktischer Unabhängigkeit vom Kreml. Er lehnte die stalinistische Kontrolle über die internen Vorgänge in den aussersowjetischen Parteien ab, entfernte alle in Moskau geschulten Funktionäre aus seiner Parteileitung, verhängte harte Strafen für jeden Versuch, einen Parteigenossen als Abweicher anzuschwärzen und verbannte den Begriff «Stalinismus» aus seiner Parteipropaganda.

Nach Kriegsende begegnete Stalin denn auch Mao mit nahezu unverhüllter Feindseligkeit. Mao hatte ohne Stalins Hilfe den Japanern und der Kuomintang ganz Nordchina mit Ausnahme einiger Grosstädte entrissen. Dagegen hatte Stalin bei allen während des Krieges gefassten wichtigen Beschlüssen

Chiang Kai-shek gestützt. Stalin selbst bestätigte später, Mao habe 1946 unter Missachtung seines «Rates» den offenen Bürgerkrieg gegen Chiang wieder begonnen. Zum Schluss eroberte Mao China nicht nur ohne Stalins Hilfe, sondern sogar gegen dessen Willen. Wie die sonstigen Massnahmen, die Stalin in jener Zeit ergriff, zeigen, bemühte sich der Kreml, offiziell die Fiktion der «Grossen Allianz» aufrechtzuerhalten. Vor allem wollte er nicht durch Anzettelung von Bürgerkriegen sich seine osteuropäischen Eroberungspläne vorzeitig aufdecken lassen. Tito machte nach seinem Bruch mit Stalin 1948 kein Geheimnis daraus, dass er Mao als seinen einzigen ebenbürtigen Kampfgefährten betrachtete. Mao reagierte auf Titos Bündnisangebote freilich nicht. Für den präsumtiven Herrscher eines asiatischen 500-Millionen-Volkes war Tito schliesslich doch nur ein europäischer Kleinstaat-Diktator. Ausserdem vermied er es geflissentlich, sich mit irgendeiner kommunistischen Fraktion zu liieren.

Reibereien mit dem Kominform

Auf Initiative der «linken» Partisanen-Elemente im Politbüro der KPdSU, die hofften, in Europa Frankreich, Belgien und Griechenland und in Süd- und Südostasien die Philippinen, Malaya, Vietnam, Indonesien und Korea durch den Guerillakrieg in ihre Gewalt bringen zu können, war 1947 das *Kominform* gegründet worden. Stalin mag dabei gehofft haben, mittels dieser Institution Tito in der Unterordnung unter Moskau zu erhalten und Mao Tse-tung dazu zu bringen.

Die damalige Lage der Kommunistischen Bewegungen im Fernen Osten war die: In Vietnam hatte Ho Chi-minh, ein Stalinist und indochinesischer Nationalist, der die chinesische Einflussnahme grundsätzlich ablehnte, eine kommunistische Aufstandsbewegung eingeleitet. Die *indische KP* stand nicht auf der Seite Maos, aber ihre Führer hielten sich immer noch an die von Moskau während des Krieges ausgegebene Losung der Zurückhaltung und verfolgten mehr reformistische Bestrebungen. Auf den Philippinen, in Birma und Indonesien hatte sich eine Guerilla-Tradition herausgebildet, doch fehlte ihr die feste ideologische Untermauerung und die klare Abgrenzung gegenüber nationalistischen und reformistisch-gewerkschaftlichen Strömungen. Bei den anderen kommunistischen Parteien Süd- und Südasiens war es vielfach zu Aufspaltungen gekommen.

Eine als Gewerkschaftskonferenz getarnte Kominformtagung der südasiatischen Kommunistenführer im Februar 1948 in Kalkutta sollte diese Parteien von den reformistischen Tendenzen säubern und revolutionär aktiv machen. In den Führungsgremien wurden die am wenigsten extremistischen Elemente ausgeschaltet und revolutionäre Typen eingesetzt. In der Folgezeit war in ganz Südasiens eine gesteigerte Aggressivität in der kommunistischen Taktik zu verzeichnen. In Malaya, Vietnam, Birma und auf den Philippinen entstanden regelrechte kriegsartige Aufstände.

Gegen diese Massnahmen opponierte Mao Tse-tung prompt und energisch, man dürfe nicht einfach in Südasiens das stalinistische Schema der zwanziger und dreissiger Jahre allenthalben mit gleich aggressiver Linie durchzuführen versuchen. Es kam schliesslich soweit, dass die neuen Führer der KP Indiens Mao Tse-tung in ihren Parteiorganen als kleinbürgerlichen Opportunisten anprangerten.

Die Chance infolge des Korea-Krieges

Das Jahr 1949 brachte den Sieg des Kommunismus in China und damit eine bedeutsame Festigung der Position Mao Tse-tungs im kommunistischen Lager. Anfang 1950 begab sich Mao mit Chou En-lai und einer starken chinesischen Delegation nach Moskau. Hauptgesprächsthema war höchstwahrscheinlich Korea. China hatte sich in der ersten Phase des Korea-Krieges aus dem Konflikt herausgehalten, weil Moskau sich weigerte, einer chinesischen Intervention zuzustimmen. Die Eroberung Südkoreas, die Stalin schnell und ohne grosse Verluste zu be-

werkstelligen hoffte, sollte durch ihre psychologische Auswirkung den Einfluss der USA in Asien verringern, aber auch dem chinesischen Expansionsdrang nach Süd- und Nordasien einen Riegel vorschieben und Chinas Verbindungen nach Japan abschneiden. Durch Einverleibung Südkoreas in ihren eigenen Machtbereich beabsichtigten die Sowjets, Maos Prestige sowohl bei den Kommunisten wie bei den Nichtkommunisten zu schwächen.

Als die koreanische Rote Armee nach dem *Eingreifen* der *UNO-Streitkräfte* hinter den Yalu zurückgeworfen wurde, sah sich Moskau, sofern es weiter Rotchina ausschaltete, vor die Alternative gestellt: entweder direktes Eingreifen in die Kampfhandlung und damit Auslösung eines neuen Weltkrieges oder Zulassung eines freien Koreanischen Staates unmittelbar an der Grenze des Sowjetblocks. Moskau wählte als Ausweg die chinesische Intervention. Mao gelang es, Söul vorübergehend wieder zu erobern und bis zum Waffenstillstand das militärische Oberkommando in ganz Nord-Korea an sich zu reißen. Der Preis, den Moskau dafür zahlen musste, war das Versprechen, die Mandschurei zu räumen und Korea der Einflussphäre Pekings zu unterstellen. Im Oktober 1954 kam eine sowjetische Regierungsdelegation mit Bulganin und Chruschtschew an der Spitze nach Peking, um sich zu verpflichten, bis zum 31. Mai 1955 die gesamte Mandschurei mit allen Stützpunkten endgültig zu räumen, das ganze sowjetische Eigentum den Chinesen entschädigungslos zu übergeben und sich auch aus Sinkiang zurückzuziehen, dessen wirtschaftliche Ausbeute den Sowjets erst vor wenigen Jahren auf die Dauer von 30 Jahren zugebilligt worden war.

Seit dem Korea-Krieg hat Moskau kein einziges Mal mehr versucht, Peking von einer internationalen Entscheidung auszuschliessen. Mao war seinerzeit durch die Subordination unter das Diktat Moskaus fast bis zur Rebellion getrieben worden; als gleichberechtigter Partner konnte er sein Ressentiment vergessen.

Und auch Moskau sieht sich veranlasst, zu vergessen, dass es seine *Einzigartigkeit* verloren und mit einem Freund in Rotchina auch einen Konkurrenten gewonnen hat.

«Maoismus» gegen «Stalinismus»

Die grösste Herausforderung für den Kreml stellten bis jetzt die zum 30. Jahrestag der Gründung der KP-China 1951 aufgestellten *Thesen des chinesischen ZK* dar. Die Thesen rücken die Unterschiede, nicht die Berührungspunkte zwischen Maoismus und Stalinismus in den Vordergrund.

Der Sowjetkommunismus habe – hiess es darin – der Revolution zwar die Bahn vorgezeichnet, der sie in den hochindustrialisierten Ländern folgen müsse, doch wurde die Verbindlichkeit dieser Erfahrungen für China stillschweigend geleugnet; Mao empfahl sich selbst dagegen als Bahnbrecher der Revolution für alle industriell rückständigen, kolonialen und «halbkolonialen» Gebiete. Angesichts der Dehnbarkeit des Begriffes «halbkolonial» im kommunistischen Sprachgebrauch – er wird zum Beispiel auch auf die Staaten Lateinamerikas angewandt – bedeutete dies, dass die chinesischen Kommunisten für sich die Führung der Revolutionsbewegung auf drei Vierteln des Erdballs in Anspruch nahmen. Die Revolution, die sich bis dahin des chinesischen Nationalismus wie eines Werkzeuges bediente, scheint darin plötzlich als ein Werkzeug des chinesischen Nationalismus aufgefasst zu werden, mit dem man hofft, eines Tages zur praktischen chinesischen Weltherrschaft zu kommen.

Das chinesische ZK übernimmt in seinen Thesen auch die «antiweisse» Position, die stets die Haupttriebkraft des chinesischen Nationalismus gewesen ist. Die chinesische kommunistische Führung richtet ihre «anti-weiße» Proklamation nicht in erster Linie an die Adresse der Westeuropäer und Amerikaner, sondern an die der Russen; sie rief alle Asiaten, aber auch die

Afrikaner und Lateinamerikaner auf, sich der Leitung Pekings – nicht Moskaus – anzuschließen.

Es wäre nun noch die ideologische Grundlegung des rotchinesischen Machtanspruchs zu untersuchen, wie sie etwa in einem Artikel: «Der Leninismus und die chinesische Revolution» von Hu Scheng zum 85. Geburtstag von Lenin in der Kominformzeitung vom 22. April 1955 dargelegt wird.

Auf jeden Fall steht fest, dass Mao Tse-tung es verstanden hat, unter Anwendung einer geschmeidigen Taktik und unter Ausnützung der gebotenen günstigen Gelegenheiten, dem rot-

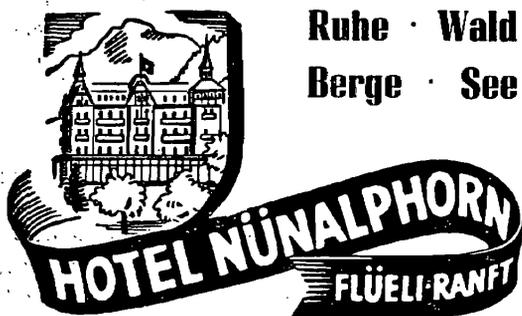
chinesischen Kommunismus eine Machtposition zu erobern, die sich bereits als Gegenpol gegen die sowjetkommunistische Macht auszuwirken beginnt. Ein Dualismus der kommunistischen Herrschaftsführung bildet sich heraus. Mao wird China kaum in Gegensatz zur Sowjetunion bringen; er für seine Person hat es auf die Führung der kommunistischen Gesamtbewegung abgesehen.

Für die nichtkommunistische Welt mag diese Situation in der Zukunft Gutes oder Schlechtes bedeuten. Für die Gegenwart gibt sie nicht mehr Anlass zur Hoffnung als zur Furcht. K. St.

BURCH – KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte



Ruhe · Wald
Berge · See

Obw. 750 m ü. M.

Heimeliges Familienhotel. Ideal für Ferien und Ausflüge. Vorzügliche Küche, Sonnige Balkonzimmer mit fließendem Wasser. Renovierte Säle für Hochzeits- und Vereinsanlässe.

Pension ab Fr. 13.—
Wochenpauschal ab Fr. 98.—

Telefon (041) 85 15 12

Dir. Emil Knechtle

Photoapparate - Reparaturen

O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photo-
reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephone (051) 27 90 04

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien - Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218.505. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Ståubli, Høstirupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien - Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

Vom Neuland der Kulturethik

JOHANNES MESSNER

KULTURETHIK

mit Prinzipienethik und Persönlichkeitsethik

684 Seiten, Leinen sFr. 32.—

«Messners Buch ist in seiner gleichsam asketischen Haltung und Formenstrenge, seinem Wissensreichtum um Gedankensysteme und geistige Strukturen, seiner Solidität im Aufspüren fremder Auffassungen ein achtunggebietendes Beispiel einer ‚Wissenschaftlichkeit‘, die gleichsam aus einer anderen Welt in unsere vom Leid und letzter Fragwürdigkeit zerrissene Erde hineinruft.»

Neues Abendland, München

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK, WIEN, MÜNCHEN

Auch das Unfallrisiko

als Lenker oder Mitfahrer von Motorfahrzeugen aller Art können Sie bei der **Christlich-sozialen Kranken- und Unfallkasse** vorteilhaft versichern.

Verlangen Sie weitere Auskünfte bei der Zentralverwaltung der Kasse, Zentralstrasse 18, Luzern, oder bei der zuständigen Ortssektion.

VERBILLIGTE BÜCHER

ASSISI. Bilder einer Stadt. Ein ausserordentlich günstiges Angebot. Vorschlag von Reinhold Schneider. 68 Seiten mit 90 Bildern in gepflegtem Buchdruck, Format 19,5×21,8 cm, Einband in Edelbütten und Schutzumschlag, **DM 9,80**
Dr. Theodor Innitzer, Kardinal / **Leidens- und Verklärungsgeschichte Jesu Christi.** 448 Seiten, Halbleinen, mit Schutzumschlag, früher DM 16.—, jetzt **DM 5,80**
Dr. Theodor Philips / **Das Weltbild des heiligen Augustinus.** Das Buch bietet einen tiefen Einblick in die Welt dieses abendländischen Denkers. 184 Seiten, Ganzleinen, früher DM 6.—, jetzt **DM 2,95**
Franz Michel Willam / **Die Geschichte und Gebetsschule des Rosenkranzes.** Der Verfasser dieses hervorragend informierten Buches hat aus allen christlichen Ländern der alten Welt eine Fülle von geschichtlichen und lebenden Dokumenten in seiner flüssigen Darstellung verarbeitet. 232 Seiten und 3 ganzseitige Abbildungen, früher DM 7,50, jetzt **DM 2,95**
Winterswyl / **Laienliturgik.** Ein echtes «Laien»-Buch, das keine Wissenschaft, sondern zum Mitrun beim liturgischen Handeln der Kirche führen will. 372 Seiten, Halbleinen, früher DM 7,20, jetzt **DM 4,80**

Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos

BUCH UND PRESSE, Versandbuchhandlung, Heidelberg O, Schliessfach 140

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich